

(Nachdruck verboten.)

[3]

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Nechljudow begrüßte die Damen und setzte sich zu ihnen. Er wollte gerade Marietta wegen ihres Leichtsinns Vorwürfe machen, als sie, seinen ernsten und ganz wenig unzufriedenen Gesichtsausdruck wahrnehmend, sofort, um ihn zu gefallen — gefallen wollte sie ihm von dem Augenblick an, wo sie ihn sah —, nicht nur ihren Gesichtsausdruck, sondern ihre ganze Gemütsverfassung veränderte. Sie wurde plötzlich erst, unzufrieden mit ihrem Leben — sie suchte, strebte nach etwas und that nicht etwa so, sondern machte sich wirklich die Gemütsverfassung zu eigen — wenn sie auch durch Worte durchaus nicht ausdrücken konnte, worin diese bestand —, in der Nechljudow sich in diesem Augenblick befand.

Sie fragte ihn, wie er seine Angelegenheiten zu Ende gebracht hätte. Er erzählte von seinem Mißerfolg im Senat und seinem Zusammenreffen mit Seljonin.

„Ach, diese reine Seele! Der wahre Ritter ohne Furcht und Tadel. Die reine Seele!“ gaben beide Damen Seljonin das Epitheton, unter dem er in der Gesellschaft bekannt war.

„Was ist mit seiner Frau?“ fragte Nechljudow.

„Die? Nun, ich will sie nicht beurteilen. Aber sie versteht ihn nicht. War denn wirklich auch er für Ablehnung?“ fragte sie mit aufrichtigem Mitgefühl. „Das ist schrecklich. Wie thut sie mir leid!“ sagte sie mit einem Seufzer hinzu.

Er machte ein finstres Gesicht und begann, im Wünsche, das Gespräch zu ändern, von der Schustowa zu reden, die in der Festung gefangen gehalten und auf ihr Betreiben freigelassen worden wäre. Er dankte ihr in Gegenwart ihres Manns für ihre Bemühungen und wollte darüber reden, wie schrecklich der Gedanke sei, daß dieses Mädchen und ihre ganze Familie nur deshalb schwer gekittet hätten, weil niemand an sie dachte; aber sie ließ ihn nicht zu Ende kommen und gab selbst ihrer Unzufriedenheit Ausdruck.

„Sprechen Sie mir nicht darüber,“ sagte sie. „Als mein Gatte mir erzählte, daß sie freigelassen werden könnte, da war ich einfach konsterniert! Warum hat man sie denn im Gefängnis festgehalten, wenn sie unschuldig ist?“ Sie wandte gerade den Ausdruck an, den Nechljudow gebrauchen wollte. „Das ist empörend, empörend!“

Die Gräfin Zekaterina Zwanowna sah, daß Marietta mit ihrem Neffen hermitokeltierte, und das machte ihr Vergnügen.

„Weißt Du was?“ sagte sie, als jene schwiegen. „Komm morgen abend zu Alina. Kiselewetter ist bei ihr. Und Du komm auch,“ wandte sie sich an Marietta.

„Er hat Dich wohl bemerkt,“ sagte sie auf französisch zu ihrem Neffen. „Er meinte mir gegenüber, daß alles, was Du sagtest — ich habe es ihm erzählt —, ein gutes Anzeichen wäre, und daß Du sicher zu Christus kommen würdest. Geh' auf jeden Fall hin. Sag' es ihm, daß er kommt, Marietta. Und komme selbst auch.“

„Erstens, Gräfin, habe ich keinerlei Recht, dem Fürsten etwas zu sagen,“ begann Marietta mit einem Blick auf Nechljudow und stellte durch diesen Blick gewissermaßen vollständige Uebereinstimmung zwischen ihm und sich in Bezug auf die Worte der Gräfin und überhaupt auf den Evangeliumsglauben fest, „und zweitens liebe ich es nicht, wie Du weißt . . .“

„Ja, Du machst doch immer alles umgekehrt, nach Deinem eignen Kopf.“

„Wie so nach meinem Kopf? Ich habe einen Glauben wie die allerereinfachste Frau,“ sagte sie lächelnd. „Und drittens,“ fuhr sie fort, „fahre ich morgen ins französische Theater . . .“

„Ach! Hast Du die . . . nun, wie heißt sie noch — gesehen?“ sagte die Gräfin Zekaterina Zwanowna.

Marietta ergänzte den Namen der berühmten französischen Schauspielerin.

„Fahre auf alle Fälle hin; sie ist wunderbar.“

„Wen soll ich denn zuerst sehen, liebe Tante, die Schauspielerin oder den Prediger?“ fragte Nechljudow lächelnd.

„Bitte, mach mich nicht mit meinen eignen Worten lächerlich.“

„Ich denke, zuerst den Prediger und dann die französische Schauspielerin, damit ich nicht jeden Geschmack an der Predigt verliere,“ sagte Nechljudow.

„Nein, Sie beginnen besser mit dem französischen Theater und thun dann hinterher Buße,“ sagte Marietta.

„Sagt es nicht, Euch über mich lustig zu machen. Ein Prediger bleibt immer ein Prediger, und das Theater — Theater. Um seine Seele zu retten, braucht man durchaus nicht immer Krübsal zu blasen und fortwährend zu weinen. Man muß nur glauben, dann wird man fröhlich.“

„Du verstehst besser zu predigen als alle Prediger miteinander, liebe Tante.“

„Wissen Sie was?“ sagte Marietta nach kurzem Nachdenken. „Kommen Sie morgen zu mir in die Loge.“

„Ich fürchte, ich kam nicht . . .“

Die Unterhaltung wurde durch einen Lakai unterbrochen, der einen Besucher meldete. Es war der Sekretär einer wohlthätigen Gesellschaft, deren Vorstand die Gräfin bildete.

„Na, das ist ein langweiliger Mensch. Ich will ihn lieber dort empfangen. Dann komme ich wieder zu Euch. Geh' ihm Thee vor, Marietta,“ sagte die Gräfin und ging mit ihren schnellen, unruhigen Schritten in den Saal.

Marietta zog ihren Handschuh aus und entblößte eine energische, ziemlich flache Hand, deren Ringfinger mit Ringen bedeckt war.

„Wünschen Sie?“ sagte sie und griff nach der silbernen Theekanne auf der Spiritusflamme, wobei sie den kleinen Finger sonderbar wegstreckte.

Ihr Gesicht wurde ernst und traurig.

„Es thut mir immer sehr, sehr weh, zu denken, daß Leute, deren Meinung ich schätze, mich mit den äußeren Umständen verwechseln, in denen ich mich befinde.“

Sie war dicht davor, bei diesen letzten Worten in Thränen auszubrechen. Und wenn die Worte auch für den, der sie genau unterjuchte, gar keinen oder einen sehr unbestimmten Sinn hatten, erschienen sie Nechljudow doch als ungewöhnlich tief, aufrichtig und gütig — so sehr zog ihn dieser Blick der glänzenden Augen, der die Worte der jungen, hübschen und gut gekleideten Frau begleitete, an.

Nechljudow schaute sie schweigend an und konnte die Augen nicht von ihrem Gesicht losreißen.

„Sie denken, ich verstehe Sie nicht und alles das, was in Ihnen vorgeht? Ist doch das, was Sie gethan, aller Welt bekannt. Es ist ein öffentliches Geheimnis. Ich bin hingerissen davon und billige Ihr Thun vollkommen.“

„Dazu ist aber wirklich kein Grund vorhanden; ich habe noch so wenig ausgerichtet.“

„Das ist ganz einerlei. Ich verstehe Ihre Gefühle und verstehe auch jene . . . — gut, gut, ich werde nicht darüber reden“, unterdrückte sie sich selbst, da sie Unzufriedenheit in seinem Gesicht bemerkte; „aber ich verstehe außerdem auch, daß Sie nach dem Anblick all der Leiden, all der Schrecklichkeiten, die im Gefängnis vor sich gehen“, sagte Marietta nur in dem Wünsche, ihn an sich heranzuziehen, wobei sie mit ihrem weiblichen Instinkt alles erriet, was für ihn wichtig und teuer war: — — „Sie wollen Leuten helfen, die leiden, schrecklich unter der Gleichgültigkeit und Grausamkeit der Menschen leiden . . . Ich verstehe, wie man dafür sein Leben hingeben kann, und würde es selbst dafür hingeben. Aber jeder hat nun einmal sein bestimmtes Los. . .“

„Sind Sie etwa mit dem Ihrigen nicht zufrieden?“

„Ich?“ fragte sie, gleichsam von Erstaunen überwältigt, daß man danach fragen könne. „Ich muß zufrieden sein — und bin zufrieden. Aber hier drinnen sitzt ein Wurm, der bisweilen erwacht. . .“

„Und den man nicht wieder zur Ruhe kommen lassen darf! Man muß dieser Stimme glauben,“ sagte Nechljudow, der ihrem Betrug vollständig unterlag.

Später dachte Nechljudow oft voll Scham an seine ganze Unterhaltung mit ihr zurück, dachte an ihre weniger lügenhaften, als ihm zu Gefallen gesprochenen Worte und den Gesichtsausdruck einer Art gerührter Aufmerksamkeit, mit der

sie ihm zuhörte, als er ihr von den Schrecken des Gefängnisses und seinen Eindrücken auf dem Lande erzählte.

Als die Gräfin zurückkehrte, unterhielten sie sich nicht nur wie alte, sondern wie zwei ganz intime Freunde, die sich allein inmitten des großen Hausens, der sie nicht begreift, gegenseitig verstehen.

Sie sprachen von der Ungerechtigkeit der Starken, den Leiden der Unglücklichen, der Armut des Volks, aber in Wirklichkeit fragten ihre Augen, die sich gegenseitig anschauten, im Geräusch der Unterhaltung unaufhörlich: „Kannst Du mich lieben?“ und antworteten: „Ich kann.“ Und der Geschlechtstrieb, der ganz unerwartet die buntesten Farben annahm, zog sie zu einander hin.

Beim Abschiede sagte sie ihm, sie sei stets bereit, ihm, wie sie nur könnte, behilflich zu sein, und bat ihn, morgen abend unbedingt, wenn auch nur auf einen Augenblick, zu ihr ins Theater zu kommen, wo sie mit ihm über einen wichtigen Gegenstand sprechen müßte.

„Ja, und wann werde ich Sie wieder sehen?“ fügte sie mit einem Seufzer hinzu und begann vorsichtig den Handschuh über die ringbedeckte Hand zu ziehen. „Also sagen Sie, daß Sie kommen.“

Und er gab das Versprechen.

Als Nechljudow in dieser Nacht in seinem Zimmer allein war, sich ins Bett legte und das Licht auslöschte, konnte er lange nicht einschlafen. Als er an die Maslowa, die Entscheidung des Senats und daran dachte, daß er trotzdem entschlossen war, ihr nachzureisen, und ihm endlich sein Verzicht auf das Land einfiel, erschien plötzlich, als Antwort auf diese Fragen, vor ihm Mariettas Gesicht, ihr Seufzer und Blick, als sie sagte: „Wann sehe ich Sie wieder?“ Und ihr Lächeln erschien mit solcher Deutlichkeit, daß er es gleichsam vor sich sah und selbst lächelte. Thue ich gut daran, nach Sibirien zu fahren? Und gut daran, mich meines Reichthums zu berauben?“ fragte er sich.

Und die Antworten auf diese Fragen waren in der hellen Petersburger Nacht, die durch die nicht ganz dicht zugezogenen Vorhänge hindurchschimmerte, unbestimmt. In seinem Kopf ging alles durcheinander. Er rief die frühere Stimmung wieder in sich hervor und dachte an seinen früheren Gedankengang, aber diese Gedanken hatten schon nicht mehr die frühere Ueberzeugungskraft.

„Ich habe mir das alles ganz plötzlich zurecht gemacht, aber bin nun nicht im Stande, danach zu leben; ich bereue, was ich Gutes gethan habe,“ sagte er sich und besaß nicht die Kraft, auf diese Frage zu antworten. Er empfand ein Gefühl des Kummers und der Verzweiflung, wie schon lange nicht mehr, und schlief denselben schweren Schlaf wie einst nach großen Verlusten im Kartenspiel.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Das erste Gefühl Nechljudows, als er am nächsten Morgen erwachte, war, daß er gestern irgend eine Gemeinheit begangen habe.

Er begann nachzudenken: eine Gemeinheit war es nicht und ein schlimmer Streich auch nicht; aber es waren Gedanken, schlimme Gedanken darüber gewesen, daß all seine gegenwärtigen Absichten — die Heirat Katjuschas und die Abtretung des Lands an die Bauern — unausführbare Träume wären, daß er alles das nicht aushielte, daß alles künstlich, unnatürlich sei, und daß er weiterleben müsse, wie er bisher gelebt.

Eine schlechte That war das nicht, aber es war dasjenige, was weit schlimmer ist als eine solche: es waren die Gedanken, aus denen alle schlechten Thaten hervorgehen. Eine schlechte Handlung kann man nicht wiederholen und kann sie bereuen; schlechte Gedanken aber gebären alle schlechten Thaten. Schlechte Handlungen ebnen nur den Weg zu schlechten Handlungen; schlechte Gedanken aber ziehen einen unanfechtbar auf diesem Wege fort.

Als Nechljudow sich morgens in seiner Vorstellung die gestrigen Gedanken wiederholte, wunderte er sich darüber, wie er ihnen auch nur eine Minne hätte glauben können. So neu und schwer dasjenige auch war, was er auszuführen beabsichtigte, so wußte er doch, daß dieses das einzige für ihn jetzt mögliche Leben war; und wie leicht und der Gewohnheit entsprechend es auch schien, zu dem früheren Leben zurückzukehren, so wußte er doch, daß dieses für ihn den Tod bedeutete. Die gestrige Verführung erschien ihm jetzt als eben das, was mit einem Menschen geschieht, der zu lange geschlafen hat, und der dann, wenn nicht noch schlafen,

so doch sich noch im Bette rädeln und sich angenehme Augenblicke verschaffen will, trotzdem er weiß, daß es an der Zeit ist zur Erledigung einer wichtigen und freudigen Angelegenheit, die auf ihn wartet, aufzustehen.

In diesem Tage, dem letzten seines Aufenthaltes in Petersburg, fuhr er morgens nach der Wassilij Ostrow zu Schustowa.

Schustowas Wohnung lag im zweiten Stock. Nechljudow geriet auf Anweisung des Hausknechts auf den Hinterausgang und trat von der geraden, steilen Treppe direkt in die heiße, stark nach Essen riechende Küche. Ein bejahrtes Weib mit aufgekrempten Kermeln, in einer Schürze und mit einer Brille stand am Herd und rührte etwas in einem dampfenden Topf um.

„Wen wünschen Sie?“ fragte sie strenge und schaute über die Brille hinweg den Eintretenden an.

Nechljudow hatte kaum seinen Namen genannt, als das Gesicht der Frau einen erschreckten und freudigen Ausdruck annahm.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Beste und Billigste.

Von Hans Ostwald.

Ganz vergnügt ritt er die große Pappel-Allee hinter, die vom Dorf nach dem Bahnhof führte. Auf allen Feldern bückten sich Frauen und Mädchen und häufelten Kartoffeln. Die Wiese dahinter, die den Weiher einsäumte, glühte im sanften Braungrün des Sauerampfers — der Nachregen hatte die Pflanzen mit Saft gefüllt, die Morgensonne heizte mit hellen Strahlen, daß die Triebe schossen, und die Blüten plakten. Wie die Feuchte der Wiese vollen Duft herüberwehte! Und da, jenseits des Sees, die braunroten Stammreihen des Kiefernwaldes mit Sonnenglanz übergolbet! Selbst die gleichmäßig, träge und flach rollenden Wellen schleppen Licht und Gold mit sich.

Er sah das — und ihm schien, als sei es zu seiner Stimmung, zu seinen Empfindungen geschaffen. In diesem Augenblick ertönte hinter dem Bahnhofsgelände das gellende Pfeifen des einfahrenden Zuges. Da konnte er also gleich noch die ankommenden Reisenden kontrollieren, ob etwa ein fragwürdiges Individuum darunter war, das von ihm, dem Gendarmen des Orts, beobachtet werden mußte.

Der Zug fuhr schon weiter — noch kam kein Reisender; aber Eilgüter schienen angekommen zu sein. Der Bahnhofsvorsteher stand auf dem Bahnsteig mit Zetteln in der Hand. Als der Gendarm vorüberritt, winkte er lachend:

„ne feine Sache! Fünf Fässer Cognac! Für jeden Gastwirt eins!“

Des Gendarmen Gesicht, das so rotgebraunt war, wie die Rinde der Kiefern, leuchtete. Da hatte er einmal einen Erfolg!

Vor einigen Tagen war ein Destillateur im Dorf gewesen, der hatte früher geäußert: „Ja, es ist wirklich das einzige, daß wir Socialdemokraten werden. Die andern wollen doch immer nur ihre Sippkhaft hochbringen. Bei den Roten aber kommt jeder gleich dem andern weg.“

Wie das nun im Dorfe ist: der Gendarm wußte bald darum, und er konnte bald an den Herrn Landrat melden, daß die Gastwirte in gemeinsamer Besprechung — er hatte sie angeregt — diese Besprechung — o ja, den Ruhm konnte ihm niemand nehmen . . . Was Brauner? — er klopfte dem Pferd auf den glatten Hals — Was Brauner, das war mal 'n Stück, die Gastwirte heimlich, wie 'n Gesandter die fremden Minister, runzulkriegten und dem Destillateur das Geschäft zu verderben! Sie hatten fest gelobt, von dem Roten keinen Tropfen zu beziehen. Was überdies so 'n wohlhabender Geschäftsmann bei denen zu suchen hatte? Dem sollte die rebellionslust verdorben werden. Deubel noch eins, wenn der nu zu Grunde ging und er ihn mal so als Landstreicher erwischte — die Hosen ausgefranz, das dreckige Hemde oben am Hals hervorlugend, als wolle es die Schande heimlich hinausstreifen! . . .

Er hatte seine Vormittagstour hinter sich. Beim Frühstück sah er, daß der Schnaps auf die Reize ging. Da konnte er ja gleich mal sehen, was für 'ne Sorte heut früh angekommen war.

Im ersten Laden war es still. Die Dörfler waren noch auf dem Felde; der Wirt, der zugleich Kaufmannswaren, Farben, Geschir und Eisengeräte führte, kam erst nach einer ganzen Weile vom Hofe herein. Als er die Flasche sah, lachte er, seine wässrigen Augen verschmüht zusammenkniffend:

„Aha — Sie haben wohl gesehen, Herr Wachtmeister?“

„Ja, sehen Sie, das ist vernünftig von Ihnen, daß Sie sich mehr von dem Roten beziehen. Wie der spuden wird, was, wenn er hier nicht mehr ankommen kann! . . . Und — sagen Sie mal, liefern sich andre auch 'n guten Tropfen?“

Er war so im Eifer, daß er die forschenden, abwartenden Blicke, das veränderte, zurückhaltende Gesicht des Wirts nicht bemerkte.

„Gewiß! Na ja — wie man's nimmt!“ antwortete der

Wirt. „Aber wir wollen uns doch nicht die Weine in den Leib stecken!“

Und sie setzten sich, kosteten und probten. Nach einer längeren Pause beugte sich der Wirt vor und sagte:

„Aber — eins habe ich doch noch — 'ne feine Sorte. Da, kosten Sie mal.“

„Ja,“ schmatzte der Wachtmeister, „nicht ohne!“

Und heimlich küsterte er ihm ins Ohr:

„Ja, wenn er auch rot ist, den feinsten Sekt liefert er doch, der Destillateur. Aber Verschwiegenheit! Wachtmeisterchen! Verschwiegenheit! . . . Das ist nur für meine Vorzugskunden. Es bleibt ja doch das Beste und Billigste. Da kann ich die Flasche um fünf Groschen billiger geben. . . . Man muß ja manches thun, um sich seine Kunden zu erhalten. . . . Und solch' Tropfen — was, da wär man doch wert, sein ganzes Leben lang Wasser saufen zu müssen, wie 'n Frosch! . . .“

Der Wirt brach jäh ab — sein Gast war plötzlich aufgesprungen:

„Na — warum sollen Sie denn auch nicht auf diese Weise den andern die Kundschaft wegziehen! . . . So'n heimlichen, feinen Tropfen, da kommen ja alle nach. . . . Auf diese Art erfährt man wenigstens, wer sein Wort damals ernst meinte!“

Die letzten Sätze sprach er schon auf der Straße. Na — eine Gribe maä; den Kohl nicht fett, und ein so'n Kerl is ja schließlich immer darunter. Dem hatte er die längste Zeit was abgekauft!

So philosophierte er vor sich hin bis zum zweiten Wirt. Der ließ ihn auch erst proben. Und plötzlich überkam den Wachtmeister das Mißtrauen. Es wollte ihm nichts mehr schmecken. Sein Mißtrauen drohte:

„Das ist doch nich etwa vom Roten!“

„J — du lieber Himmel!“ lachte der Wirt vergnügt. „Nix dran zu denken!“

Und mit einem verstohlenen Winkeln, ganz verständnisvoll:

„Denken Sie, Wachtmeisterchen, bei mir kömmt so was vor? . . . Ich habe ja hier allerdings was Frisches, heut früh angekommen. Das werden Sie wohl bei mir bloß allein finden. Ganz was Besonderes. Das Billigste und Beste, was man sich denken — — Ja, aber Wachtmeisterchen, was rennen Sie denn davon? Na — nu — so was!“

Er sah dem zornig die staubige Straße Hinabeilenden verwundert und verlezt nach. Nun hatte er es so gut mit ihm gemeint!

Der Wachtmeister pustete vor sich hin:

„Hä, das hätte ich mir wohl denken können, daß dieses“ — die Schimpfwörter schlugte er hinunter — „dieses . . . dieses . . . dieses sich nicht rein hält! . . . Wie einem das Proben zu Kopf steigt! — So, 'n bißchen langsamer geh'n — da — im Schatten. Aber das is nu' ganz gleich — Schnaps wird jetzt geholt. Und wenn ich's ganze Dorf rum sollte, irgendwo krieg ich doch Reiner, der nich vom Roten stammt.“

Und er ging zum dritten — lief im Sidzack zum vierten — und kam endlich beim fünften heraus, schnalzte und lachte:

„Wirklich was Befonders. — So 'ne Gesellschaft! Haben sie doch alle miteinander bloß den vom Roten! Na, sollen's merken!“
Nährung quoll ihm hoch: „Aber — wenn man nu nicht andres kriegen kann. . . . Es ist ja auch schließlich wahr — das Billigste und Beste — soll man — nich verschmähen. . . . Da mühte man — wirklich — det ganze Jahr — Wasser saufen — — Wasser — saufen! — Vrrr — r! . . .“

Kleines Feuilleton.

— **Seltene Bäume.** Aus Paris wird der „Straßburger Post“ berichtet: Unter den Bäumen in den Gärten der Weltausstellung sind einige besonders erwähnenswert, denn sie gehören nicht zu den einheimischen, sondern sind nur für kurze Zeit aus Freibühnern oder aus dem Süden hierher verpflanzt. So eine Art der Arantaria-Tanne, deren Zweigen die schuppenartig aufliegenden Blätter das Aussehen von biden Schiffstauen geben. Ein aus China stammender Baum ist der Gielgo, Salisburia biloba, und unter den Nadelbäumen gelten für besonders beachtenswert eine Cedar des Atlas, eine Weißtanne, abies cranstonia, und ein Mammutbaum, sequia pendula, die weniger durch Schönheit als durch Seltsamkeit auffallen. Die Weißtanne gleicht mit ihrem hohen Stamm, von dem einige dünne Zweige ausgehen, einem großen Geleht; der Mammutbaum hat viele Zweige, die aber nach Art der Trauerweiden herunterhängen. Ein ganzer Wandelgang ist von kleinen Dattelpalmen, phoenix canariensis, eingefaßt. Die Dattelpalmen, phoenix dactylifera, in die Avenus Nicolas II. sind aus Nizza gekommen. Schon vor achtzehn Monaten wurden dort Vorbereitungen getroffen, um Versäcung und Verpflanzung nach Paris zu ermöglichen. Rings um den Baum zog man einen Graben, schnitt in einer Tiefe von anderthalb bis zwei Metern die Wurzeln durch und schob einen Boden aus Staleten darunter, fügte die Seitenwände hinzu und bildete so eine Kiste, in welcher der ganze Baum stand. Dann wurde der Graben mit der besten Erde angefüllt und reichlich begossen, und als im Frühjahr die Wurzeln neu ausstiegen, da fanden die jungen Fasern ihren Weg durch die Zwischenräume der Kiste in die frische

Erde. So standen die Bäume bis zum Augenblick der Abfahrt nach Paris, als man sie mit der sie umgebenden Erdmasse heraus hob und mit Hilfe von Krähen in die Wagen verlad. Zwei dieser Dattelpalmen sollen je mit Kiste und Erde ein Gewicht von 7500 Kilogramm haben. —

Psychologisches.

ok. Unter welchen Erscheinungen tritt die Bestäubung ein? Der französische Psychologe J. Philippe hat, nach einem Bericht der soeben erschienenen „Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane“, über die Formen, in denen die völlige Empfindungslosigkeit infolge von Einatmen der durch Chloroform und Aether eintritt, Untersuchungen angestellt. Die durch den Aether allmählich eintretende Anästhesie (Empfindungslosigkeit) zieht zuerst die Atmung, durch die die Dämpfe ins Blut dringen und die Nerven beeinflussen, in Mitleidenschaft. Der Atemrhythmus wird vom Beginn des Einatmens des Aethers an beschleunigt. Unregelmäßig aber wird er erst dann, wenn die intellektuellen Funktionen schon angegriffen sind. Dann wird die Ausatmung passiv. Im Gehirn verlangsamten sich die arteriellen Pulsschläge; das Gehirn wird blutlos, und die Temperatur sinkt mit der Anästhesie. Das Blut wird schwarz. Es erfolgt eine Verminderung der roten Blutkörperchen zu Gunsten der weißen, ein Zeichen der Anämie. Zuerst verliert sich die Hautempfindlichkeit, dann die Feinheit der Tastempfindung, darauf die Empfindlichkeit für den Schmerz, und später erst die für den Druck. Die Empfindungslosigkeit ergreift also zunächst die am wenigsten durch Erziehung ausgebildeten Sinnesindrücke. Zuerst wird die Hand unempfindlich, dann steigt die Unempfindlichkeit. Sie weicht nicht an beiden Seiten zugleich, sondern zuerst an der linken. Reste freilich von Berührungsempfindungen bleiben noch zurück und äußern sich besonders in Krampfgefühlen. Die Auflösung der Muskelbeweglichkeit vollzieht sich ungefähr in derselben Reihenfolge, wie der Verlust der Empfindlichkeit. Am längsten intakt bleiben die Kontraktion der Kauwerkzeuge und der Pupillarreflex. In Beziehung zu den physiologischen Phänomenen stehen bestimmte psychologische Empfindungen. Die Einatmung ruft zunächst einen angenehmen Geruch und aromatischen Geschmack hervor. Bei zunehmender Anästhesie wird die Illusion erweckt, als ob man langsam auf einer schiefen Ebene herabglitte, bis zu dem Moment, wo man die Erde berührt und das Bewußtsein verliert. Dann fühlt man eine angenehme Wärme sich des Körpers bemächtigen. Der Kopf wird schwer, und man beginnt schläfrig zu werden. Das Einschlafen fängt bei den Leuten an und schreitet allmählich zum Ausruf fort. Es wird dabei das Gefühl der Vibration hervorgerufen. Schmerzempfindungen sind jetzt nicht mehr möglich; man hört auf zunächst die Form der Gegenstände zu unterscheiden, dann ihr Gewicht, dann ihre Temperatur. Man wird nun für Stiche unempfindlich. Es beginnen Vibrationen innerhalb des Gehörgangs. Man hört Glockengeläute, Lokomotivpfeifen, Kasladenspringen. Allmählich wird dieses Geräusch leiser, und das Gehör schläft ein. Ein leichter Schleier scheint sich vor die Augenwelt zu legen. Auch die andern Sinnesthätigkeiten, Geschmack, Geruch zc. verschwinden. Die Anästhesie dringt nun auch in das eigentlich Physische. Durch die zunehmenden akustischen Erregungen schwindet die Aufmerksamkeit. Die Worte entschwinden, und auch die Gedanken. Das Bewußtsein verliert sich. Dieser Moment ist bei den verschiedenen Menschen mit verschiedenen Empfindungen verknüpft. Einige haben das Gefühl der abnehmenden Aufmerksamkeit, der Unmöglichkeit zu fixieren. Andre haben die Empfindung einer „absoluten physiologischen Unmöglichkeit“; ihnen ist zu Mut, als ob ihnen alle Glieder forgeronnen und alle physischen und moralischen Akte unmöglich wären. Die Wiederkehr der Empfindlichkeit vollzieht sich nicht in derselben Weise wie das Entschwinden; sie vollzieht sich zuerst an den Teilen, die am meisten vom Gehirn entfernt sind. —

Meteorologisches.

io. Die Revolution in der Atmosphäre. Das Luftmeer ist verhältnismäßig weit beweglicher als der Wasserocean und wenn das menschliche Auge die Umwälzungen, die sich nahezu dauernd in der Atmosphäre vollziehen, sehen könnte, wie es die Wogen der See sieht, so würde sich ein ungeheures Schauspiel vor unserm Blick entrollen. Da nun aber die Luftströmungen unsichtbar bleiben, so muß der Mensch auf andre Wege denken, sich einen Begriff von ihnen zu machen. Zu den Hilfsmitteln, die Entwicklung und den Verlauf der atmosphärischen Bewegungen zu studieren, ist seit einiger Zeit bekanntlich auch der Flugdrache getreten, der besonders seitens der amerikanischen Meteorologen eine hervorragende Vervollkommnung und Verwendung gefunden hat. Vorzüglich beschäftigt sich die Wetterwarte auf dem Blauen Hügel bei Boston mit der Erforschung der höheren Luftschichten und der in ihr sich abspielenden Vorgänge durch Vermittelung des Drachenflugs, und der Begründer dieser wertvollen wissenschaftlichen Arbeit, D. Clayton, hat jüngst in einer Aufschrift an die Londoner „Nature“ einige wichtige Schlüsse aus den bisherigen Ergebnissen zu ziehen versucht. Es handelt sich für ihn um keine geringere Aufgabe, als die Entscheidung der Frage, wie die großen Wirbel im Luftmeer entstehen, die in der Witterungstunde gewöhnlich als Cyclonen oder Minima bezeichnet werden. Der letztere Name ist von der Thatfache hergekommen, daß innerhalb eines solchen Wirbels das Barometer einen Tiefstand aufweist. Clayton unterscheidet nun nach den Ergebnissen der Forschungen seiner Wetterwarte vier Arten von Vor-

gängen im Luftmeer, die zur Entstehung derartiger Revolutionen führen, wie sie in der Entwicklung von Cyclonen und Tornados eine stürmische Entladung finden. Selbstverständlich muß das Gleichgewicht der Massen innerhalb des Luftmeers empfindlich gestört sein, wenn derartige Umwälzungen eintreten sollen, und dies kann nach Clahon auf verschiedene Weise geschehen. Wenn an einem Sommertage die Sonne heiß vom wolkenlosen Himmel auf die Erde niederstrahlt, so erhitzen sich die unteren Luftschichten am stärksten, weil sie der von der Erde widergestrahlten Wärme am stärksten ausgesetzt sind. Da nun aber die Luft während der Erhitzung sich ausdehnt und leichter wird, so erhält sich das Bestreben, in die Höhe zu steigen. Daraus entwickelt sich ein Gegensatz zwischen den unteren und den höheren Schichten des Luftmeers, indem letztere, weil sie kälter sind, auch schwerer auf den darunter liegenden Schichten lasten. Es tritt demgemäß in der Atmosphäre eine Spannung ein, als ob eine Feder unter einem Druck zusammengepreßt würde. Wird nun dieser Druck, d. h. in jenem Fall das Gleichgewicht der oberen kälteren Luftschichten, durch irgend eine Ursache aufgehoben, so schnellt die Feder, d. h. die erhitzten unteren Luftschichten, gewaltsam in die Höhe. Dies ist eine während der heißen Jahreszeit ungemein häufige Revolution in der Atmosphäre, die zur Entstehung von unruhigem, windigem Wetter Veranlassung zu geben pflegt. Eine andre Revolution entsteht, wenn durch irgend eine Ursache große Massen warmer Luft aus einem Gebiet in ein andres geführt werden, wo die Luft bedeutend kälter ist, oder wenn umgekehrt kalte Luftschichten sich mit plötzlich zuströmender warmer Luft vermischen. Es ist bekannt, daß sowohl plötzliche Abkühlungen als auch plötzliche starke Erhitzungen der Atmosphäre in unruhiges Wetter einschlagen. Ein solcher Fall wird z. B. eintreten, wenn durch einen lang andauernden Südwind große Mengen warmer Luft in den kälteren Norden geschafft werden. Eine dritte sehr wichtige Revolution beruht auf der Ansammlung von Wasserdampf in den unteren Luftschichten. Wenn der Wasserdampf sich allmählich als Regen zur Erde niederschlägt, so wird die dadurch entlastete Luft aufsteigen. Je mehr von dem Wasserdampf sie jedoch abgibt, desto stärker erwärmt sie sich, weil bei der Verwandlung des Wasserdampfs in den Regentropfen dieselbe Summe von Wärme frei wird, die vorher zur Verwandlung des Wassers in Wasserdampf, d. h. zur Verdunstung verbraucht worden ist. Die Luft wird also durch die Abgabe von Regen erwärmt, muß wiederum in die Höhe steigen und dort auf kältere Luft treffen, und aus dem Zusammentreffen von kalter und warmer Luft entsteht stets ein Kampf, der seinen Ausdruck in stürmischer Bewegung im Luftmeer findet. Endlich giebt es noch ein viertes revolutionäres Ereignis für die Atmosphäre, das dort eintritt, wo ein gleichmäßig wehender Wind, z. B. ein sogenannter Passat, in ein Gebiet gelangt, wo er sich durch andre Bewegung im Luftmeer in der Fortsetzung seiner Bahn aufgehalten sieht. Dann kommt es wieder zu lebhaftesten Auseinandersetzungen und einer starken Aufregung und Durch-einanderüttelung der Luftschichten. Welche dieser vier Arten von revolutionären Geschehnissen am häufigsten der Anlaß zur Entstehung von Cyclonen und ähnlichen Luftwirbeln wird, die die Aenderung des Wetters zum größten Teil bedingen, darüber besteht noch keine einstimmige Ansicht unter den Gelehrten. Nach den letzten Forschungen ist es vielleicht wahrscheinlich, daß die erstgenannte Art der Revolution, d. h. das Aufsteigen stark erhitzter unterer Luftschichten die gewaltigen Luftwirbel erzeugt, die als Cyclone Tausende von Meilen zurücklegen, ehe sie zur Ruhe kommen oder in neue ähnliche Bewegungen übergehen. Die Bahn, die von den Cyclonen verfolgt wird, wird durch die Ereignisse der vierten Gattung bestimmt. Die zweite und dritte Art der Revolutionen geben den mehr örtlich auftretenden Ereignissen, den Gewitterstürmen und Tornados die Entstehung. —

Technisches.

— **Hartlöten von Gußeisen.** Bisher war es schwer möglich, Gußeisen hart zu löten, während das Hartlöten von Schmiedeeisen mit irgend einer Kupferlegierung keine Schwierigkeiten macht. Friedrich Biss-Verlin ging von dem Gedanken aus, daß das Hartlöten von Gußeisen genau ebenso gut wie das Hartlöten von Schmiedeeisen in offenen Schmiedefenern gelingen müsse, wenn es möglich wäre, die zusammenzulötenden Gußeisenflächen während des Lötprozesses von Graphit zu befreien und gleichzeitig das geschmolzene Hartlot mit diesen sich in Notigut befindenden graphitfreien Flächen des Gußeisens unter Luftabschluß in innige Verührung zu bringen. Dieses neue Verfahren besteht nun nach der „Technischen Wundschau“ in folgendem: man reinigt die zusammenzulötenden Stellen des Gußkörpers durch eine Säure, wie gebräuchlich, befestigt dann diese Teile an einander und umgiebt oder bedeckt darauf die Lötstelle mit einem Gemisch aus rohen Sauerstoffverbindungen der Metalle (Kupfer, Eisen oder Silber), welche geeignet sind, dem Gußeisen den Kohlenstoff zu entziehen, und einem Metalloxyd absorbierenden Flüssigkeit (Vorzug, Glas, Wasserglas usw.), worauf das Ganze der Notiglühhitze ausgesetzt wird. Ein Mittel der fraglichen Art bildet eine PASTE aus Kupferoxydul und Vorzag. Diese PASTE stellt man sich dadurch her, daß man Kupferoxydul und Vorzag oder ein andres Flüssmittel, wie Glas, Wasserglas usw., so innig mischt, was am besten durch Zusammenstampfen geschieht, daß das Kupferoxydul mit einer Oxyd aufnehmenden Schicht umgeben wird, welche die Einwirkung der Luft

auf das Kupferoxydul bei dem zum Löten erforderlichen Glühprozeß ausschließt. Der Vorzag schmilzt beim Hartlöten des Gußeisens schüßig, wie bekannt, die gereinigte Oberfläche des Gußeisens gegen Oxydation, befreit dieselbe von noch vorhandenem Oxyd und schützt das Kupferoxydul gegen Einwirkung des Luftsaurestoffes. Die Folge hiervon ist, daß das ebenfalls in Glühhitze geratende Kupferoxydul seinen Sauerstoff an die glühenden Gußeisenoberflächen abgibt und dieser sich mit dem das Gußeisen charakterisierenden Bestandteile von Graphit zu Kohlenoxyd bezw. Kohlenäure verbindet, während das metallische Kupfer in sehr fein verteiltem Zustande frei wird. Gleichzeitig fügt man das betreffende Hartlot bei. Da nun bei diesem Glühprozeß das dem zu lödenden Gegenstand zugeführte Hartlot ebenfalls geschmolzen ist, so legiert sich dies mit den glühenden Kupferpartikeln, und diese neue Legierung verbindet sich sofort mit der von Graphit befreiten, glühenden Lötstelle des Gußeisens.

Wie wichtig bei der Lötung das Vorhandensein des aus dem Metalloxydul reduzierten, fein verteilten Metalls ist, beweist der Umstand, daß bei dem vorstehend beschriebenen neuen Lötvorfahren der Prozeß noch schneller und ebenmäßiger verläuft, wenn man der PASTE fein gepulvertes, graphitfreies Eisen oder dergleichen zusetzt. Das Lot fließt dann auch in die feinsten Fugen der Lötstelle und verbindet sich mit dem Gußeisen zu einer vollkommenen Hartlötung. —

Humoristisches.

— Unüberlegt. Naturgeschichts-Professor: „Müller, beschreiben Sie mir einmal die Gestalt des Kamels.“

Müller: „Entschuldigen Sie, Herr Professor, ich habe noch nie ein Kamel gesehen.“

Professor: „Was, Sie fauler Kerl? Und das sagen Sie mir ins Gesicht!“

— Sein Hab und Gut. Vermieterin (zum schon unzähligemal vergeblich gemahnten Studenten): „Herr Pumper, wenn Sie heute Abend Ihr Zahnbürstel am Gangenstier finden, brauchen Sie sich nicht mehr weiter bemühen.“ —

— Druckfehler. Geld ist oft das Leimmotiv der Ehe. — („Wegend. Humor. Bl.“)

Notizen.

— Dr. Otto Braun, der langjährige frühere Chefredacteur der „Münchener Allgemeinen Zeitung“, ist in München gestorben; in den letzten Jahren redigierte er den Cotta'schen Mineralnamach. Hans und Veit hatte er vor Jahr und Tag der deutschen Schillerstiftung vermach. —

— Die Goethe-Gesellschaft zählt gegenwärtig 2700 Mitglieder und besitzt ein Vermögen von 77 028 M. Die letzte Generalversammlung hat 1000 M. für das Straßburger Goethe-Denkmal gewidmet. —

— Im Neuen Theater eröffnet am Sonnabend Hansi Niese ihr Gastspiel mit dem Ensemble des Theaters in der Josefstadt in Wien. Zur Aufführung gelangt der vieraktige Schwank „Flitterwochen“ von Arthur Pflorfer. —

— Das Theater des Westens wird die Einrichtung der Sonnabend-Vorstellungen zu halben Preisen auch während der Sommeraison beibehalten. —

ar. Dem es dem Verein Berliner Künstler nachgeht, werden zur nächstjährigen Großen Berliner Kunst-Ausstellung, die eigentlich eine internationale sein sollte, Einladungen an auswärtige Künstler nur insofern ergehen, als es sich um zweifellos bedeutende Werke handelt, und den Berlinern der Platz durch diese Einladungen nicht unbillig beschränkt wird. —

— Die „Entdeckung“ des Professors F. Fittica, daß Arsen gar kein Element, sondern eine Suroxydulverbindung des Phosphors sei, wird von Professor Clemens Winkler energisch bestritten. —

— Der erste Aufstieg des Zeppelin'schen Luftschiffs über den Bodensee wird in der letzten Woche dieses Monats erfolgen; am 25. wird mit den Vorbereitungen, Ballonfüllung usw. begonnen. —

— In den bisher wesentlich politisch geführten Streit über die „norwegische Volksfrage“ im Unterschied von dem überwiegend dänischen Schrifttumwegisch hat kürzlich Dr. Alfred Lorp eine literaturhistorische Argumentation hineingebracht; in einer gegen den Hauptvertreter des Volksnorwegismus Arne Garborg gerichteten Ausführung weist er nach, daß der dänische Literaturerkenntnis auf Norwegen im Grunde erst nach 1814 als dem Jahr der politischen Trennung beider Völker begonnen hat, da die Kultur in beiden Ländern während des 18. Jahrhunderts eigentlich wesentlich deutsch war. Ein Zeugnis für die Künstlichkeit des gesamten vermeintlich altnordischen Dänentums von einer Seite, von der man es wohl nicht erwartet hatte. —

— In einem Laubenhäufchen im Siebengebirge wurden fünfundsiebzig Vriestaubensätze mit Fußringen gefunden. —